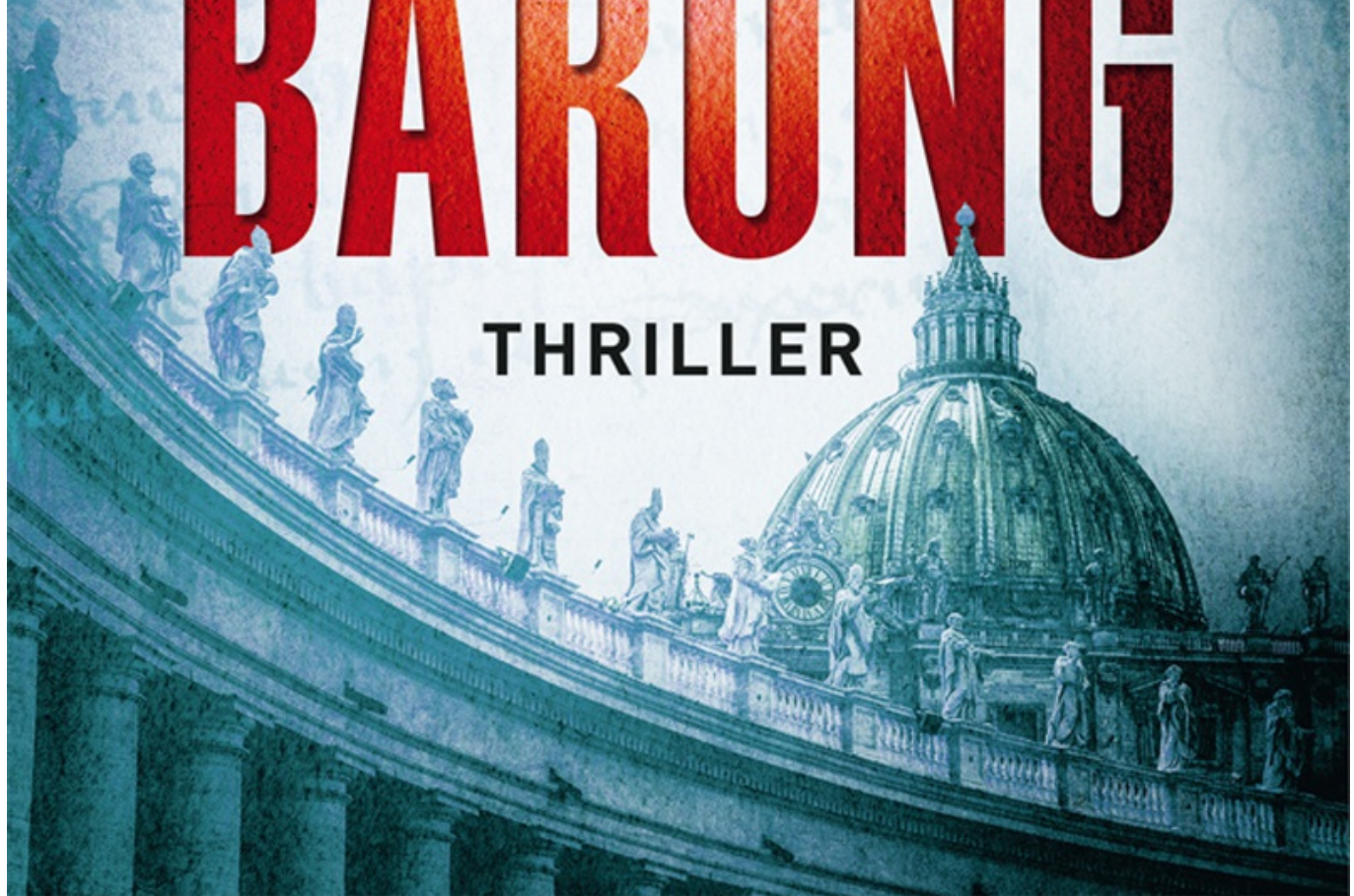


dot
books

STEPHAN M. ROTHER

DIE LETZTE OFFEN- BARUNG

THRILLER



Codex angestellt hatte. Auch an allen übrigen Tischen waren die Lampen erloschen. Das Licht aus den Deckenflutern war bereits eine Spur stärker als die Abenddämmerung, in die sich draußen in Richtung der Viale Aventino die Beleuchtung der Straßencafés mischte. Amadeo warf nur einen Seitenblick auf den Widerschein der Lichter über dem *centro storico*, der historischen Altstadt Roms, die der Brand zum Glück verschont hatte. Sie würden vor zwei oder drei Uhr nachts nicht erlöschen.

Gleich rechts neben der Tür zum Büro des *capo* grüßte ihn die Espressomaschine mit dem freundlichen Grün der Bereitschaftslampe. Amadeo bückte sich nach einer der im Regal bereitstehenden Tassen, schob sie unter die Maschine und drehte den Wahlschalter ganz nach rechts. *Caffè ristretto*. Kein Italiener würde den um diese Uhrzeit trinken, jedenfalls nicht, wenn er vorhatte, noch zu schlafen. Der Gedanke an Schlaf erschien ihm jedoch geradezu bizarr. Andere menschliche Bedürfnisse waren da anders gelagert. Während mit beruhigendem Brummen das Mahlwerk der Maschine ansprang, eilte Amadeo raschen Schrittes zu den Toiletten. Das Geräusch musste einen Schlüsselreiz ausgelöst haben: Es ging um Sekunden.

Erleichtert beugte er sich hinterher über das Handwaschbecken und spritzte sich Wasser ins Gesicht. Es war lauwarm, wie es zu dieser Jahreszeit immer lauwarm war, wenn es in der *officina* di Tomasi im fünften Stock des Geschäftshauses in der Via Oddone ankam.

Amadeo betrachtete das Gesicht, das ihm aus dem nicht ganz sauberen Spiegel entgegenblickte. Die Haut wirkte eher gräulich als oliv, aber das lag an der Funzel im Waschraum. Der Mund war voll, fast sinnlich, die Nase gerade, vielleicht eine Spur zu scharf, und die dunklen Augen gefielen den Frauen – und ihm gefiel, dass sie den Frauen gefielen. Die Schatten darunter waren sonst nicht da. Nun, die Sache mit dem heiligen Antonius, ganz zu schweigen von den Papyri. Das war eine Erklärung. Amadeo fühlte sich im Moment sogar noch viel übler, als er aussah. Sein Haar war hell für einen Mann aus dem Mezzogiorno – ein Umstand, den er den fernen normannischen Vorfahren seiner Mutter zuschob. In Weimar hatten ihn viele Kollegen auf den ersten Blick für einen Deutschen gehalten und waren überrascht gewesen über seinen Akzent. Er selbst war auch überrascht gewesen – und ein wenig enttäuscht, dass man ihn so deutlich hörte, den Akzent. Trotzdem hatte er sich wohlgeföhlt, fast heimisch, in Weimar, auch wenn die *tedeschi* nie so recht in die Gänge kamen. Ein seltsames Volk, da in Deutschland. Rom war anders. Rom war eben – Rom.

Am schlimmsten war das gewesen, was sie in Deutschland »Kaffee« nannten. Als sein Zug auf der Rückreise am Brenner Aufenthalt hatte und der erste dampfende *caffè* vor ihm stand, war Amadeo kurz davor gewesen, den Boden zu küssen, wie der Pole es immer gemacht hatte, wenn er irgendwo unterwegs war. Giovanni Paolo war für die Römer rasch zu einem der ihren geworden. Bei dem Deutschen war das anders gewesen. Benedetto hätte sich Amadeo dagegen gut in Weimar vorstellen können. Der neue, *papa* Pio, Kardinal de la Rosa, von dem vorher nie ein Mensch gehört hatte – Amadeo hatte noch keine rechte Meinung zu ihm, und den meisten Römern ging es ähnlich.

Dieser Papyrus ... Amadeo hatte die Toilettentür nur angelehnt und hörte das verhaltene Klicken, mit dem die Maschine sich abschaltete. Fast ehrfürchtig griff er nach seiner Tasse. Dieser Duft. Das war sein Weihrauch, seine Myrrhe. Weihrauch und Myrrhe. *Doch*

darüber kann ich nichts sagen, denn er hat niemals zu mir darüber gesprochen.

Der Schwindel war ganz plötzlich da. Es war ein Gefühl, als wollten jeden Augenblick seine Beine unter ihm nachgeben. Auf einmal kam eine Ahnung von der Tragweite dessen, was er da gelesen hatte, über ihn. Giovanni Paolo, Benedetto, Pio. Und zweihundertfünfzig oder wie viele vor ihnen.

Doch er muss es in jenem Augenblick erkannt haben. Dass er Petrus seine Kirche anvertrauen würde, mir aber seine Mutter. Das hatte jemand geschrieben, der diese Menschen gekannt hatte! Diese Menschen! Das hatte jemand ... Johannes, der Apostel! Seit Jahrhunderten redeten sich die Theologen die Köpfe heiß, ob der Apostel und der Verfasser des Evangeliums identisch waren. Dabei war das nicht einmal eine Fußnote, wenn das, was Amadeo da gefunden hatte, ja, wenn es ...

Der Restaurator spürte, wie sein Herz unvermittelt zu jagen begann. Hatte er bisher unter Schock gestanden? Seine Hand zitterte so sehr, dass er beinahe den *ristretto* verschüttet hätte. Mit Mühe brachte er die Tasse an die Lippen und kippte das dampfende Gebräu in zwei Schlucken herunter, so dass er sich die Zunge verbrannte. Ob das eine gute Idee war? Oder gerade das Richtige, wenn die Ohnmacht nach ihm tappste auf leisen Sohlen von Fendi.

Vielleicht war es tatsächlich der brennende Schmerz in seinem Mund, der dafür sorgte, dass er bei Bewusstsein blieb. Amadeo sank auf Niccolosis Bürostuhl. Es war ein Drehstuhl. Darauf konnte er verzichten: Das erledigte sein Kopf auch ganz alleine. Amadeo schloss die Augen, was es nicht besser machte. Im Gegenteil. Er heftete die Augen auf den heiligen Antonius, auf den schlichten ledernen Einband. Ja, es war ein schlichter Einband, wenn man ihn mit dem *Hortulus* verglich, der auch ohne seinen einzigartigen geheimen Inhalt ein wunderschönes Stück war.

Ganz allmählich beruhigte sich der Schwindel in Amadeos Kopf. Ein metallischer Geschmack war in seinem Mund. Er musste sich auf die Zunge gebissen haben. Es war ein klebriges Gefühl, als er sich über die Lippen fuhr. Wahrscheinlich sah er jetzt aus wie ein Vampir – die Gesichtsfarbe kam sicher auch gut hin.

Die Papyri. Er musste zurück zu den Papyri. Wie konnte er einen *caffè* trinken, wenn ein paar Schritte entfernt die gewaltigste Entdeckung lag, die jemals ein ... ein was auch immer ... ein Theologe, ein Historiker, ein Archivar, irgendjemand, der mit Büchern zu tun hatte, gemacht hatte. Diese Offenbarung würde seinen Namen auf ewig ins Buch der Geschichte schreiben.

»Unsterblich«, flüsterte Amadeo. Die ganze Welt würde seinen Namen erfahren. Und sie würde ihn nie wieder vergessen, denn das hier war – es war unglaublich.

Er stemmte sich in die Höhe. Der Schwindel war noch immer da. Sein Mund war trocken, die Nase eiskalt, die Hände spürte er erst gar nicht. Sein Herz rappelte. Wie hatte Schliemann sich gefühlt, als er auf die Ruinen von Troja gestoßen war? Oder Einstein, als ihm die Relativitätstheorie zu Bewusstsein gekommen war? Wenn Atlantis wirklich existiert hatte, wie würde sich sein Entdecker fühlen?

Nichts davon besaß auch nur ansatzweise eine solche Tragweite wie die Papyrusfragmente, die im Sekretum unter einer Glasplatte ruhten, versteckt unter einem zerfransten Karton mit der Aufschrift *Attenzione! Vetro! Fragile!*

Als Amadeo den Flur entlangtaumelte, schien die Neonröhre zu flackern. Vielleicht war es auch sein Bewusstsein, das sich nicht recht entscheiden konnte, ob es sich nun doch noch verabschieden sollte. Der Flur war noch nie so lang gewesen, es mussten mehr Türen sein als sonst.

Sein Magen rumorte. Auf einmal verspürte er das dringende Bedürfnis, sich über die Toilette zu beugen. Was hatte er zu Mittag gehabt? Wie lange war das her? Essen. Essen? Nein, unvorstellbar. Er schob sich durch die Tür ins Sekretum und drückte sie hinter sich zu. Es war unnötig. Die nächsten sieben oder acht Stunden würde sich niemand in der *officina* sehen lassen. Trotzdem hatte Amadeo auf einmal das Gefühl, als würden ihm tausend unsichtbare Augen in den Rücken stechen.

Der *capo* war ein misstrauischer Mensch, und das Sekretum war sein Allerheiligstes. Außer Amadeo und Niccolosi gab es höchstens zwei oder drei Kollegen, denen er die Schlüssel aushändigen würde. Doch musste das bedeuten, dass er ihnen ohne jede Einschränkung vertraute?

Die Blicke des Restaurators rasten über die Wände. Auf einmal war es undenkbar, dass es nicht irgendwo eine versteckte Kamera gab, die jede seiner Bewegungen verfolgte und aufzeichnete. Eine? Ein halbes Dutzend! Stunden von Filmmaterial ließen sich heute auf einem Mikrochip sichern, kleiner als sein Fingernagel!

Keuchend atmete er ein und aus und kämpfte gegen die Paranoia an. »Wir restaurieren Bücher«, flüsterte er, »wir sind keine Atomphysiker. Wir reichern kein Uran an.«

Es würde auch eine Menge Uran brauchen, um es mit der Sprengkraft von dem aufzunehmen, was er da entdeckt hatte – wenn die Handschrift echt war.

Was, wenn sie eine Fälschung war? Dann war es die bizarrste Fälschung, die er jemals zu Gesicht bekommen hatte.

Mit steifen Beinen stakste er hinüber zum Arbeitstisch und sank auf seinen Stuhl. Vorsichtig hob er den Karton beiseite und starrte auf die Glasplatte. Die Papyri waren noch da. Was hatte er auch erwartet? Die blassbraunen griechischen Buchstaben hoben sich deutlich ab, ein wenig zittrig, dennoch sorgfältig geschrieben, streng und diszipliniert. Papyri von dieser Qualität waren teuer gewesen damals, und der Schreiber musste über jeden einzelnen Satz seines Vermächtnisses genau nachgesonnen haben, bevor er ihn niederschrieb.

Johannes, der Apostel des Herrn. Der Heilige von Patmos. Der Jünger, der bei Tische im Schoße des Herrn ruhte. Oder der Fälscher.

Für einen Augenblick wurde die Übelkeit unerträglich, und ein säuerlicher Geschmack trat in seinen Mund. Ein unappetitliches Wortspiel über *secrezio* – Sekret – und Sekretum fuhr ihm durch den Kopf.

Ich bin nicht ganz bei Verstand, dachte er. Ich bin nicht ansatzweise in der Lage, die Echtheit dieser Fragmente zu prüfen. Ich bin ...

Er brauchte eine zweite Meinung. Eine unvoreingenommene Meinung. Nur, wie sollte irgendein Mensch der Welt unvoreingenommen bleiben, wenn er das hier zu lesen bekam? Was, wenn er nur einen Ausschnitt, einen harmlosen Satz weitergab? Den ersten vielleicht? Das war schließlich der Beginn des Johannesevangeliums.

Bloß an wen sollte er sich wenden?

Ein Gesicht blitzte vor seinem geistigen Auge auf. Schütteres Haar über einem Gesicht, das ständig übermüdet wirkte und aus dem eine tiefrote Nase hervorstach, die von einer besonders leidenschaftlichen Zuneigung zum Rosso Piceno sprach: Professor Ingolf Helmbrecht vom Institut für Paläographie in Weimar – vielleicht der bedeutendste lebende Experte für historische Handschriften überhaupt. Während seiner Studienzeit in Rom hatte Amadeo niemals einen Mentor gehabt, das hatte sich erst in Weimar geändert. Die Restaurierung alter Bücher und die Arbeiten in der Anna Amalia Bibliothek hatten eine neue Welt für ihn geöffnet. Eine neue Berufung. So war er am Ende wieder in Rom gelandet, in der *officina* di Tomasi. Er schätzte Helmbrecht sehr, so sehr, dass er bereit war, dem alten Mann manchen Spleen durchgehen zu lassen. Helmbrecht dagegen schätzte den Wein der Marken – Amadeo inbegriffen, der auf einem Weingut in den Marken aufgewachsen war. Der Restaurator wusste nicht genau, wann seine Eltern endgültig die Hoffnung aufgegeben hatten, dass er eines Tages in das uralte Familienunternehmen einsteigen würde. Seine Schwester und ihr Mann machten dort jedenfalls eine hervorragende Arbeit. Er hatte also gute Kontakte – und das tat dem Kontakt zu Professor Helmbrecht gut.

»Helmbrecht«, murmelte er und tastete schon nach seinem *telefonino*.

Kapitel VI

Amadeo hätte auch das Festnetztelefon an seinem Arbeitstisch benutzen können, doch er wusste, mit welcher Akribie Giorgio di Tomasi jeden Monat die Einzelverbindungen nachweise studierte. Das war schon nicht mehr gesund. Die *officina* hatte zwar eine Flatrate ins italienische Festnetz angemeldet, doch die war nicht für Privatgespräche gedacht, wie der *capo* fast täglich betonte. Schon gar nicht während der Arbeitszeit. Allerdings konnte selbst ein Giorgio di Tomasi Carla Niccolosi nicht daran hindern, fünf Mal am Tag unter irgendeinem Vorwand bei ihrem Mann anzurufen. Wenn der Kahlkopf wirklich nebenbei etwas laufen hatte, musste er das sehr geschickt anstellen.

Er muss ein Handy haben, von dem sie nichts weiß, dachte Amadeo, während er bereits in seinem eigenen Mobiltelefon nach Helmbrechts Nummer suchte.

Er selbst hatte ganz eigene Gründe, aus denen er darauf verzichtete, einen der Apparate zu benutzen, die auf die *officina* liefen. Es war unnötig, dass der Inhaber der Werkstatt jetzt schon erfuhr, was Amadeo entdeckt hatte – und ein Anruf in Weimar würde di Tomasi ganz sicher misstrauisch machen. Außerdem war dem *capo* ohne weiteres zuzutrauen, dass er nachprüfte, was das für ein Anschluss war, und Helmbrecht hatte eine Geheimnummer.

Der Rufton ging raus. Es klingelte. Zwei Mal, drei Mal – sieben Mal. War Helmbrecht nicht zu Hause? Auf einer Tagung? Stand etwas an? Hatte Amadeo selbst eine Einladung erhalten?

»Was ... Helmbrecht!«, krächzte es anderthalbtausend Kilometer entfernt.

»Guten Abend, Professor! Hier ist Amadeo Fanelli!« Schweigen. Dann ein Husten, das sich nicht gesund anhörte. »Und hier ist es kurz vor Mitternacht!«

Der Restaurator schluckte. Wo war nur die Zeit geblieben? Ihm kam es vor, als sei Niccolosi erst vor einer halben Stunde gegangen. »Verzeihen Sie, Professor. Das muss ... die Zeitverschiebung ...«

»Zwischen Weimar und Rom?« Das Krächzen klang jetzt eindeutig ungehalten. »Sie reden Blech, junger Mann!«

»Tut mir leid«, murmelte Amadeo. »Ich weiß, es ist ziemlich spät, aber ich habe hier ... äh ... soll ich in zwei Stunden noch einmal anrufen?«

»Und mich wieder aus dem Schlaf holen? Haben Sie was getrunken, Amadeo?«

»Caffè ristretto«, sagte er schwach.

»Kein Wunder, dass Sie nicht schlafen können.« Ein Knirschen und Quietschen, dann ein gemurmelter Dialog, den Amadeo nicht genau mitbekam. Helmbrechts Ehefrau kannte er nicht, doch die Frau, die über eine solche Störung erfreut war, musste noch geboren werden. »Was ist denn überhaupt los?«, fragte der Professor. »Ich gehe rüber ins Büro. Ist etwas passiert?«

Wenn Sie wüssten, dachte der Restaurator.

»Amadeo?« Er musste etwas verpasst haben. »Amadeo? Hören Sie mich?«

»Ja. Ich war abgelenkt.«

»Was beim Schutzheiligen der gesegneten Nachtruhe ist los mit Ihnen?« Helmbrecht klang ehrlich besorgt. »Da stimmt doch was nicht!«

Amadeo schluckte. »Ich habe da etwas, das ich Ihnen zeigen möchte. Fragmente eines Papyrus. Sie waren zur Verstärkung im Rücken eines *Hortulus* eingebunden.«

»Sie meinen Pergamente«, verbesserte der Professor.

»Ich meine Papyri«, entgegnete Amadeo. Er erschrak über den ungehaltenen Ton in seiner eigenen Stimme. »Fragmente von Papyri. Sehr alte Papyri. Ich möchte Sie bitten, einen Blick darauf zu werfen.«

»Mitten in der Nacht?« Doch Helmbrechts Interesse war geweckt. »Etwas schwierig durchs Telefon, was?«

»Mein *telefonino* hat eine Kamera«, sagte er. »Ich könnte Ihnen ...«

»Ich besitze kein Handy und weigere mich, jemals eins zu besitzen. Das verleitet nur noch mehr Menschen, einen zu nachtschlafender Zeit zu belästigen.«

»Ich verstehe«, entgegnete Amadeo. »Aber eine Mailadresse haben Sie?«

»In der Steinzeit leben wir nicht mehr. Die Langobarden sind inzwischen auch abgezogen – ich glaube, die wollten zu Ihnen.« Amadeo unterdrückte ein Grinsen, das der Professor ohnehin nicht hätte sehen können. Wenn er in dieser Geschwindigkeit von der elektronischen Kommunikation auf die Völkerwanderung kam, war er jetzt jedenfalls wach – und gierte nach den Papyri. Der Restaurator erkundigte sich nach der Mailadresse, versprach, sofort ein Foto zu machen, und legte auf.

»Die Würfel sind gefallen«, murmelte er. Jetzt gab es kein Zurück mehr.

Kapitel VII